

Fatma Aydemir  
Hengameh Yaghoobifarah (Hrsg.)

# Eure Heimat ist unser Albtraum

 f"nf

»So un  
sind, li  
um da  
sehr na  
um da  
sind ir  
einer C

Diese  
nicht  
Gesch  
gionsz  
Ander  
uns n  
ist kei

Wir w  
wenn  
zusch  
müss  
sein,  
möge  
Kraft  
wir u  
und v  
den v  
könn

## Inhalt

|                                     |     |
|-------------------------------------|-----|
| Vorwort                             | 9   |
| SICHTBAR – Sasha Marianna Salzmann  | 13  |
| ARBEIT – Fatma Aydemir              | 27  |
| VERTRAUEN – Deniz Utlü              | 38  |
| LIEBE – Sharon Dodua Otoo           | 56  |
| BLICKE – Hengameh Yaghoobifarah     | 69  |
| BELEIDIGUNG – Enrico Ippolito       | 82  |
| ZUHAUSE – Mithu Sanyal              | 101 |
| GEFÄHRLICH – Nadia Shehadeh         | 122 |
| PRIVILEGIEN – Olga Grjasnowa        | 130 |
| ESSEN – Vina Yun                    | 140 |
| SPRACHE – Margarete Stokowski       | 150 |
| SEX – Reyhan Şahin                  | 156 |
| GEGENWARTSBEWÄLTIGUNG – Max Czollek | 167 |
| ZUSAMMEN – Simone Dede Ayivi        | 182 |
| Zu den Autor_innen                  | 195 |
| Anmerkungen                         | 199 |

## Vorwort

Die Idee zu diesem Buch entstand im März 2018, zeitgleich mit der Taufe des sogenannten »Heimatministeriums«. So lautete neuerdings die Kurzbezeichnung des einstigen Innenministeriums, das im Zuge der neuen Regierungsbildung in »Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat« umbenannt worden war. Dass an die Spitze dieser neuen Institution ein Politiker berufen wurde, der sich zuallererst für mehr Abschiebungen, eine restriktivere Migrationspolitik und gegen »den Islam« als Teil der deutschen Gesellschaft aussprach, ließ die politischen Beweggründe hinter dieser Umbenennung erkennen.

»Heimat« hat in Deutschland nie einen realen Ort, sondern schon immer die Sehnsucht nach einem bestimmten Ideal beschrieben: einer homogenen, christlichen weißen Gesellschaft, in der Männer das Sagen haben, Frauen sich vor allem ums Kinderkriegen kümmern und andere Lebensrealitäten schlicht nicht vorkommen. In den vergangenen Jahrzehnten diente das Wort Rechtspopulist\_innen und -extremist\_innen als Kampfbegriff,

um all jenen Menschen, die diesem Ideal nicht entsprochen, ihre Existenzberechtigung abzusprechen. So bezeichnet sich die rechtsextreme NPD als »soziale Heimatpartei«. Und alle drei Mitglieder des NSU-Kerntrios gehörten einer militanten Neonazi-Organisation an, die sich »Thüringer Heimatschutz« nannte, bevor sie durchs Land zogen, um (mindestens) neun Migranten und eine Polizistin zu ermorden. »Heimat« ist auch ein integraler Teil der faschistischen NS-Ideologie und somit kaum ohne Zusammenhang zur Shoah denkbar. Und nun wird ein Ministerium danach benannt. Das Wort wird somit normalisiert. Ohne Diskussion. Ohne jegliche Begründung. Einfach so.

Nicht umsonst ist diese »Heimat« ein Altraum vor allem für marginalisierte Gruppen, aber nicht nur. Deshalb sind zwei Worte im Buchtitel »Eure Heimat ist unser Altraum« im selben Lila gefärbt wie der Hintergrund: Denn nicht die Herausgeber\_innen und Autor\_innen dieses Buchs entscheiden, wo das »Wir« endet und das »Ihr« beginnt. Sondern jede\_r Leser\_in bestimmt für sich selbst: Will ich in einer Gesellschaft leben, die sich an völkischen Idealen sowie rassistischen, antisemitischen, sexistischen, heteronormativen und transfeindlichen Strukturen orientiert? Oder möchte ich Teil einer Gesellschaft sein, in der jedes Individuum, ob Schwarz und/oder jüdisch und/oder muslimisch und/oder Frau und/oder queer und/oder nicht-binär und/oder arm und/oder mit Behinderung gleichberechtigt ist?

Keine Angst, dieses Buch wird sich nicht mit einem

von alten weißen Männern geleiteten Ministerium beschäftigt. Stattdessen haben wir 12 herausragende deutschsprachige Autor\_innen gebeten, mit uns gemeinsam über oft übersehene, aber sehr existenzielle Aspekte marginalisierter Lebensrealitäten in Deutschland zu schreiben. Herausgekommen sind dabei mal witzige, mal bedrückende, vor allem aber kluge und sehr ehrliche Texte, die hilfreich sein können bei der Frage: Wie halte ich es mit dieser »Heimat«?

Einige Anmerkungen zur Sprache im Buch sind uns wichtig:

Wir verzichten auf das generische Maskulinum (die Leser) und gendern mit dem sogenannten Gap, einer mit Unterstrich gefüllten Lücke (die Leser\_innen). Diese Schreibweise bezieht nicht-binäre Personen ein und entzieht sich damit dem hegemonialen Zweigeschlechtersystem.

Außerdem schreiben wir Schwarz als politische Selbstbezeichnung Schwarzer Menschen groß, die soziale Positionierung weiß hingegen klein. Mit Bezug auf Noah Sow, Autorin von Deutschland Schwarz Weiß!, weisen wir darauf hin, dass es sich bei diesen beiden Begriffen weder um Farben noch um »Biologisches« handelt, sondern um politische Realitäten, und dass es leider nicht möglich ist, Rassismus zu überwinden, ohne seine Konstrukte »Schwarze« und »Weiße« zu benennen.

Die aus den USA stammende Formulierung People of Color – im Singular Person of Color, oder kurz: PoC – markiert den gemeinsamen Erfahrungshorizont von

Menschen, die nicht weiß sind, in einer weißen Mehrheitsgesellschaft. Es handelt sich hierbei um eine politische Selbstbezeichnung. Beim »Color« geht es weder (ausschließlich) um Hautfarbe, noch kann der kolonial-rassistische Begriff »farbig« als Synonym verwendet werden.

Schließlich wollen wir all jenen danken, ohne deren Engagement, Wissen und Inspiration dieses Buch nicht hätte entstehen können. Allen Autor\_innen, deren Namen in diesem Buch an verschiedenen Stellen auftauchen, aber auch den unzähligen nicht namentlich genannten Akademiker\_innen, Aktivist\_innen, Care-Arbeiter\_innen, Denker\_innen, Künstler\_innen, die seit Generationen für eine gleichberechtigte Gesellschaft kämpfen und denen wir es zu verdanken haben, dass wir 2019 diesen Essayband veröffentlichen können.

Fátma Ajudemir & Hengameh Yaghtooobifarah,  
Berlin im Januar 2019

## Sichtbar

von Sasha Marianna Salzmann

Ich werde nie wissen, was es heißt, unsichtbar zu sein. Ich werde nie wissen, wie es ist, unvorsichtig sein zu können beim Küssen im Park, einfach draufloszuknutschen. Was es heißt, durch die Straßen zu streifen und nicht damit rechnen zu müssen, dass jemand im Vorbeigehen meine Haare zu berühren versucht. Wie es ist, sich nicht ständig in Selbstgesprächen zu beschwichtigen, wenn man mehrmals am Tag gefragt wird, ob man Deutsch verstehe. Mich in der Menge aufzulösen, ist keine Option für mich. Ich gehöre gleich mehreren Minderheiten an; das kaschieren zu wollen, birgt für mich größere Gefahren, als meine Positionen zu benennen.

Your silence will not protect you<sup>2</sup>, heißt ein Essayband von Audre Lorde, in dem sie gleich in mehreren Texten die destruktive Kraft von (selbst) aufgelegtem Schweigen herausarbeitet: Der einzige Weg, der verhindert, dass das, was man ist, gegen einen verwendet wird, sei das Sprechen über sich, bevor es andere tun. Andernfalls blieben die Angriffe und Beurteilungen der anderen in den Grauzonen der gesellschaftlichen Wahrnehmung,

Antwort darauf nicht kennen würde. Dennoch hatte er Hemmungen, es laut vor ihr auszusprechen, weil manche Dinge erst dann wahr zu werden scheinen. Man kann sie dann nicht mehr verdrängen und warten, bis sie sich in den eigenen Hirnwindungen verlieren. Aber vor allem wollte er ihr nicht die Genugtuung geben, sie nicht so leicht davonkommen lassen.

Aber auch er ist in einer rassistischen Gesellschaft aufgewachsen. Auch er hatte die Geschichten vom »fremden Mann« als Kind gehört. Auch er liest die Zeitungen mit den Berichten, in denen angeblich immer nur Menschen mit Migrationsgeschichte etwas Kriminelles tun. Auch er hatte lange geglaubt, Migrant\_innen müssten super Deutsch sprechen, damit sie perfekt integriert sein könnten. Und auch er schrieb Szenen, in denen er so tat, als ob nur die weißen Kinder Christian oder Julia hießen und blaue Augen hatten.

\*

Natürlich ist er, bin ich, der Spaghettifresser, ein Rassist.

## Zuhause

VON MITHU SANYAL

Es ist beinahe ein Klischee, noch darüber zu reden, denn inzwischen sollte auch dem Letzten klar sein, dass »Wo kommst du eigentlich her?« ein No-Go ist. Es ist die Frage, an der sich die Spreu vom Weizen trennt, oder genauer: die Menschen, die hierhergehören, weshalb man sie das natürlich nicht fragt, von ... den anderen. Der Trick ist das Wort: sollte. Denn obwohl unzählige Zeitungsseiten und Radiominuten, Küchentisch- und Paneldiskussionen mit Erklärungen gefüllt sind, welche mannigfaltigen Abgründe diese Frage eröffnet, bestehen ebenso viele Menschen darauf, sie trotzdem zu stellen. In der Regel, bevor sie irgendetwas anderes fragen. Dahinter steckt weniger ein persönliches als ein gesellschaftliches Problem, für das ich die 3-H-Formel aufgestellt habe:

Haut, Haare, Hämoglobin

Die ersten beiden H – Haut- und Haarfarbe – entscheiden darüber, ob eine Person in die Kategorie Mensch mit Migration eingeordnet wird – merke: Nicht jeder

Mensch von irgendwo anders ist dadurch automatisch Migrant\_in. Das dritte H steht für den roten Blutfarbstoff Hämoglobin, der auf den Catch-22 bei der ganzen Heimatangelegenheit hinweist: das Abstammungsprinzip. Das Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz von 1913 besagte, dass man Zugehörigkeit zum deutschen Staat und damit Volkskörper nur durch Blutrecht, das Jus sanguinis, erwarb, also indem man als Kind eines deutschen Vaters geboren wurde. Dies steht im Gegensatz zum Bodenrecht, dem Jus soli, das etwa in angelsächsischen Ländern wie den USA gilt, wo der Ort der Geburt über die Staatsangehörigkeit entscheidet. 1975 erkämpften deutsche Mütter das Recht, ihre Staatsangehörigkeit an die Kinder weitergeben zu dürfen, was zuvor nur möglich war, wenn die Kinder keinem Vater zugeordnet werden konnten.

2000 wurde ein eingeschränktes Bodenrecht eingeführt, das heißt, Kinder bekamen die deutsche Staatsbürgerschaft, wenn mindestens ein Elternteil seit mindestens acht Jahren in Deutschland lebte und seit mindestens drei Jahren eine permanente Aufenthaltsgenehmigung hatte. Mit dem 18. Lebensjahr mussten die Kinder mit einer doppelten Staatsangehörigkeit sich dann jedoch für eine entscheiden: Deutschsein war unteilbar. Zumindest bis 2007, als der sogenannte Doppelpass für in Deutschland geborene Kinder eingeführt wurde – allerdings nur, wenn es sich bei dem nicht deutschen Pass um einen europäischen handelte. Erst seit 2014 darf auch der Rest der in Deutschland geborenen und lebenden Kinder mehr als

eine Staatsangehörigkeit haben (wenn sie nicht vor dem 1.1.1990 zur Welt gekommen sind). Da soll niemand sagen, dass Zugehörigkeit eine einfache oder auch nur überschaubare Angelegenheit wäre. Drinnen und Draußen sind weder eindeutige noch klar voneinander getrennte Kategorien.

Vielleicht liegt es an dem ganzen juristischen Herumgeiere, dass kognitiv noch keineswegs überall angekommen ist, dass man sich Deutschsein nicht mehr vampirisch einverleiben muss. »Wo kommst du her?« rekuriert – egal ob den Fragesteller\_innen das bewusst ist oder nicht – auf ein Abstammungsprinzip, bei dem Zugehörigkeit nicht erworben, sondern nur seit Generationen besessen werden kann. Es ist kein Zufall, dass mit der Reform des Staatsbürgerschaftsrechts sofort eine Debatte darum entbrannte, wer und was wirklich deutsch ist. In den Feuilletons wurde über die deutsche Leitkultur diskutiert. Die Neue Rechte erfand den Begriff der »Passdeutschen«, um klarzustellen, dass diese zwar nun alle Rechte haben mögen, ihnen aber jener Tropfen magischen Deutschseins fehlt, der sie von fiktiven Deutschen, die nur auf dem Papier existieren, zu echten Deutschen erhebt. Die Versuche, dieses germanische Elixier zu destillieren, gipfelten 2018 vorerst in der Umbenennung des Bundesinnenministeriums ins Ministerium des Innern, für Bau und Heimat.

»In der Erfindung des Innenministeriums als Heimatministerium wird suggeriert, dass dieses Land für niemanden ein Zuhause sein kann, für die oder den es nicht

schon immer Heimat war<sup>17</sup>, kommentierte Margarita Tsomou, Mitherausgeberin des *Missy Magazine*. Der frischgebackene Heimatminister Horst Seehofer scheint es zumindest so zu sehen, da er kurz nach seiner Amtübernahme verkündete, der Islam würde nicht zu Deutschland gehören. Dabei ist der Islam selbstverständlich Teil des Alltags von Millionen Menschen, die nicht nur hier leben und allein damit schon zu Deutschland gehören, sondern auch de facto Deutsche sind. »Doch«, so Tsomou, »mit der Referenz zu Heimat werden diese Millionen Deutsche muslimischen Glaubens gewissermaßen symbolisch wieder ausgebürgert. Heimat ist eben der reduzierte, der kleinere, der ausschließendere Begriff.«<sup>18</sup>

Man kann sagen: Funktioniert Nation als Grenze nach außen, so bildet Heimat eine Grenze nach innen.

Bis ins Jahr 2000 konnten Menschen in dieses »Heim« nur als »Gäste« kommen, wohlgerne als Gäste, die arbeiten. Migration wurde als Phase und umkehrbarer Prozess betrachtet. Wurde in Bezug auf Gastarbeiter von »Heimat« gesprochen, war damit die »ursprüngliche Heimat« gemeint. So förderte der deutsche Staat vorausschauend »Heimatvereine«, die der Rückkehrhilfe dienen sollten. Der Migrationsforscher Mark Terkessidis fasst das so zusammen: »Wenn du nur genügend Folklore betreibst, dann kannst du dich später wieder in deinem Heimatland integrieren. Migration war in der Bundesrepublik als Ausnahme konzipiert. Das Thema war im Innenministerium angesiedelt, zuständig für innere Sicherheit, mit dem klaren Impetus, Migration von vorn-

herein immer als Sicherheitsproblem zu behandeln. Das heißt, der Einwanderer kam überhaupt nur dann in der Wahrnehmung des Innenministeriums vor, wenn er abwich. Mittlerweile ist Migration an ganz vielen Stellen vorhanden. Deshalb muss man das, was Horst Seehofer betreibt, als den Versuch betrachten, die Deutungsmacht wieder an das Innenministerium zurück zu bekommen.«<sup>19</sup> Doch was genau ist diese Heimat, die das Heimatministerium verwalten soll?

Zunächst einmal war Heimat kein metaphysisches Konzept, sondern ein juristischer Begriff, wie die Medienwissenschaftlerin Alena Dausacker ausführt: »Das »Heimatrecht« verpflichtete die Geburtsgemeinde, je nachdem Wohnung und Nahrung zur Verfügung zu stellen, auch wenn die betroffene Person mittellos wurde.«<sup>20</sup> Nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs 1871 fiel diese Aufgabe dem Staat zu, der die Vergabe von Sozialleistungen nicht mehr der Geburts-, sondern der Aufenthaltsgemeinde zuwies. Das Problem war nur, dass die Bürger\_innen sich dem neuen Nationalstaat, dem sie nun angehörten, nicht zugehörig fühlten, weil das Deutsche Reich schlicht zu groß und zu unterschiedlich war, um zu sagen: Das bin ich, damit identifiziere ich mich. So fiel der Heimatkunst, -literatur und -musik die Aufgabe zu, zwischen Region und Nation zu vermitteln. Sie diente sozusagen der Einübung in ein Nationalgefühl, in eine nationale Identität. Während der industriellen Revolution wurde »Heimat« stark mit Natur verbunden, vor allem mit den Bergen und Wäldern, die mit ihrer klaren Luft

die Antithese zur engen, dampfmaschinenverschmutzten Stadt darstellten. »Heimat« war Utopia, sie war Nicht-Ort, Sehnsuchtsort und idealisierte Idylle.

Weder ist der Gedanke von Heimat als Sehnsuchtsort neu, noch ist es die Vorstellung, dass diejenigen, mit denen man die Heimat teilt, besonders nett sind, und denen man sie netter als alle anderen Menschen an allen anderen Orten der Welt. Was jedoch neu war, ist die Bedeutung, die Heimat Anfang des 19. Jahrhunderts erlangte. Als Gegenreaktion auf den Rationalismus der Aufklärung wurden in der Romantik die Gefühle erkundet, vor allem die Gefühle in Bezug auf die Essenz des Selbst. In ganz Europa fuhren Folkloristen über die Dörfer, um die nationale Identität in den Liedern und Geschichten des Volkes zu finden, die sie als Auffangbecken der Volkseele betrachteten. In Deutschland sammelten die Gebrüder Grimm Märchen, die den Deutschen erklärten, was es bedeutete, deutsch zu sein, indem sie Brauch, Mythen und Sitten festhielten (respektive erfanden) und verbreiteten. Hegel ging davon aus, dass es einen überpersönlichen Volksgeist gäbe. Herder sprach von einem Nationalgeist, der durch die deutsche Sprache und Literatur transportiert würde. Wirklich verstehen konnte diese Sprache angeblich jedoch nur, wer Teil des Landes war. Das Land sprach sozusagen zu sich selbst und wurde mit den Herzen der Bürger gehört.

Auf dieser Verbindung von Heimat und Schicksal aufbauend, luden die nationalistischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts den politischen Diskurs mithilfe des

Heimatbezugs emotional auf. Entsprechend war der Begriff »Heimat« zumindest im linken Spektrum mehrheitlich diskreditiert, da er mit der faschistischen Blut- und-Boden-Ideologie verbunden wurde. Dennoch war der Begriff nie wirklich verschwunden, erinnert uns Mark Terkessidis: »Die Leute sagen heute: Der Begriff Heimat, den wir so lange verloren hatten und der immer nur mit den schlimmen Dingen in Verbindung gebracht wurde, den wollen wir jetzt rehabilitieren. Wann war dieser Begriff mal weg?«<sup>21</sup> Bereits kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs begann nämlich die Produktion von Heimatfilmen, Heimatromanen und Heimatschlagern erneut. Tatsächlich gehören Schwarzwaldmädel (1950), Grün ist die Heide (1951) und Der Förster vom Silberwald (1954) zu den erfolgreichsten deutschsprachigen Filmen überhaupt. Heimat wird hier zu einer ästhetischen Erfahrung. Ganze Regionen setzen seitdem auf Heimat als Marke, um ihre Tourismusindustrie anzukurbeln. So konnte Heimat nun auf vielen Wegen konsumiert und genossen werden, inklusive Heimatkitsch und Heimatsentimentalität.

In den Siebzigerjahren versuchte die Linke sich den Begriff wieder anzueignen und machte die Region gegen den Staat stark, die Kommune gegen die Wachstumsgeellschaft. »In diesem Diskurs war Heimat nicht mehr Objekt konservativer Restauration, sondern ein emotionales Gestaltungsbedürfnis im Bezug auf die Umgebung«, erläutert Dausacker. »In dieser Zeit legte der Heimatbegriff letztendlich auch seine Großstadtfeindlichkeit ab, fand aber gleichzeitig zurück zu einer neuen Assoziation mit

Kleinräumigkeit, in der Orientierung der Großstädte auf die neighborhood, den Kiez usw. Dabei wird Heimat auch immer mehr als sozial bedingt aufgefasst: Heimat ist, wo das kulturelle und soziale Umfeld angesiedelt ist und man sich so geborgen fühlt.<sup>22</sup>

Entsprechend war Heimat nicht mehr primär an den Raum gebunden, sondern wurde auch zeitlich verortet: in der Kindheit mit all den prägenden Erlebnissen der Ich-Werdung. Heimat beschreibt nun ein subjektives Gefühl, das eng an Sinneseindrücke und Erinnerungen gebunden ist.

So weit, so heimelig. Unheimlich wird es erst, wenn diese individuellen Gefühle absolut gesetzt werden. Und der Verdacht lässt sich nun einmal nicht von der Hand weisen, dass ein Heimatministerium ein Ort ist, wo definiert und verwaltet wird, was Heimat sein soll und darf. 2014 bekam Bayern ein Heimatministerium, 2017 folgte Nordrhein-Westfalen, und 2018 wurde das Bundesministerium des Innern umbenannt und mit dem Zusatz versehen »für Bau und Heimat«. Damit war eine neue Ära angebrochen und Heimat wieder offiziell im politischen Diskurs angekommen. Gleichzeitig sahen viele in diesen Maßnahmen aber auch den Versuch, das Feld nicht den Rechten zu überlassen, die Heimat zu einem ihrer zentralen Themen erhoben hatten. So erklärte das Heimatministerium NRW: »Heimat grenzt nicht aus, sondern vereint.« Und die NRW-Heimatbotschafterin Lamya Kad-dor erklärt, dass wir endlich anfangen müssen, Heimat als Plural zu sehen: Heimaten.

Dagegen mobilisiert die AfD, die sich als »Heimatpar-tei« generiert, mit einem monolithischen Verständnis von Heimat. Björn Höcke, der Sprecher der AfD Thüringen, benutzt nahezu wortgleich die Definition, die im 19. Jahrhundert gängig war (remember: Märchen, Mythen, Volkslieder): »Es gibt drei Dimensionen von Heimat, nämlich einmal die geografische Dimension, das ist die Naturlandschaft, in die ich hineingeboren werde, dann haben wir die kulturelle Dimension, das ist das Brauch-tum, das sind die Mythen, das sind die Märchenbücher, und dann ist die letzte die soziale Dimension, das ist das gemeinschaftlich getragene Werte-, Sitten- und Normen-gefüge.«<sup>23</sup> Das würde bedeuten, dass die deutsche Volks-seele zwei Weltkriege, unterschiedliche politische Systeme und massive technische und soziale Umwälzungen unverändert überstanden hätte. Umso verblüffender ist, dass Höcke die »Heimat« ausgerechnet jetzt, wo weder ein Weltkrieg noch eine Teilung in Ost und West anstreht, als gefährdet ansieht, und zwar durch Windräder und Migration gleichermaßen. So wirft er den Vertretern der bürgerlichen Parteien vor, ihre Politik sei »grundsätzlich auf Heimatzerstörung angelegt«<sup>24</sup>, und erklärt den Erfolg der AfD damit, »dass die Menschen ihre Heimat schwin-den sehen«<sup>25</sup>.

Woher kommt diese nervöse Angst vor Heimatverlust, die als Kontrollverlust imaginiert wird? So ist es kein Zu-fall, dass auch andere nationalistische Strömungen in diese Richtung argumentieren. Für den Brexit – ebenso wie für Trumps »America first« – wurde mit »take back

control« mobilisiert: Wir wollen unser Land zurück, wir wollen Kontrolle zurück. Nur: zurück von wem?

Grenzen haben schon lange ihre Bedeutung für Waren, Geld, Daten und Informationen verloren. Sie alle überschreiten Grenzen ständig und ungehindert. Tatsächlich gelten Grenzen nur noch für Menschen, genauer: für bestimmte Menschen. Jedes Jahr veröffentlicht der Henley Passport Index (der bis 2017 Visa Restrictions Index hieß) ein Ranking aller Pässe gemessen an ihrer Reisefreiheit. Jedes Jahr landet Deutschland ganz weit oben auf der Liste und wird aktuell nur übertrumpft von Japan und Singapur. Doch kein AfDler empfindet die eigene Reisefreiheit als Bedrohung für die deutsche Identität.

Die anderen sind nicht an und für sich gefährlich. Sie werden es erst, wenn sie in unser Land kommen, das sich paradoxerweise gerade durch das Versprechen von maximalem Pluralismus definiert. Denn westliche Demokratien legitimieren sich ja auf Basis der Meinungsfreiheit, Religionsfreiheit, der Würde des Menschen, die unantastbar ist. Theoretisch. Wenn die gesellschaftliche Praxis anders aussieht, entsteht eine kognitive Dissonanz, alle fühlen sich irgendwie unwohl und wissen nicht so genau, warum. Ein Beispiel: Seit 2001 ist Deutschland nicht nur de facto, sondern auch de jure ein Einwanderungsland. Das setzte die von der Bundesregierung eingesetzte Zuwanderungskommission, die sogenannte Süsmuth-Kommission, damals durch. Die Sozialwissenschaftlerin Naika Foroutan bemerkt dazu: »Wer immer denkt, das könnte etwas mit der Zahl der Migranten zu tun haben,

irrt. Wir haben schon in den Siebzigerjahren 14 Millionen Migranten gehabt. 2001 waren es 15 Millionen. Also eine Million mehr macht nicht aus, dass dieses Land sich plötzlich Einwanderungsland nennt.«<sup>26</sup> Doch hatte dieser Schritt entscheidende Auswirkungen, da das neue Selbstverständnis Deutschlands verlangte, dass nun auch die Rechte entsprechend geändert werden mussten. Seitdem ist in der Verfassung festgehalten, dass Migrant\_innen Menschen ohne Migrationsgeschichte de jure gleichgestellt sind.

De facto haben Migrant\_innen noch immer ein doppelt so hohes Armutsrisiko; in Schulen wird ihre Migrationsgeschichte als Defizit wahrgenommen, und im Lehrbetrieb wird auf Defizitbeseitigung, wie Deutschlernen, statt auf Ressourcenmaximierung gesetzt, also wahrzunehmen: Hey, das sind Kinder, die bereits bilingual sind. Noch immer ist es für Menschen mit sichtbarer Migrationsgeschichte deutlich schwieriger, eine Wohnung, einen Arbeitsplatz oder auch gute ärztliche Betreuung zu bekommen. Und all das muss vor dem Hintergrund einer Gesellschaft betrachtet werden, in der die Schere zwischen Arm und Reich sowieso immer weiter auseinandergeht. »Die Norm ist verankert, und die empirische Realität sieht anders aus, also ist die Ordnung gestört«, erklärt Foroutan das Phänomen. »Und was macht man, um sie wieder ins Lot zu bringen? Entweder man mobilisiert viele Ressourcen, um die empirische Realität der Norm anzupassen. Oder man holt die Norm nach unten. Und das ist das, was wir im Moment im

politischen Spektrum beobachten können und das ist der rechte Diskurs.«<sup>27</sup> Eines der zynischsten Beispiele dafür ist das Asylrecht. Deutschland versteht sich – nicht nur, aber auch – wegen seiner Geschichte als Land, dessen Aufgabe es ist, Menschen in Not Asyl zu gewähren. Dennoch wird im Moment ernsthaft diskutiert, ob es in Ordnung ist, Menschen im Mittelmeer ertrinken zu lassen.<sup>28</sup> Und wo mit lässt sich der Versuch der Politik und des Diskurses, die Norm – also Teilhabe, Gleichberechtigung, Asyl und so weiter – zu senken, rechtfertigen? Genau. Durch die Anrufung der gefährdeten Heimat, die auf den Identitätscharts noch vor der Demokratie steht.

Denn Demokratie ist Gesellschaft; Heimat ist Selbst.

Die Frage »Wo kommst du her?« meint in Wirklichkeit, so der Philosoph Kwame Anthony Appiah, »Was bist du?«. Eine intime Erkundung der Identität, die jedoch nur selten Platz für eine angemessene komplexe Antwort lässt. Wird bei Heimat eine geheime geteilte Essenz imaginiert, so ist Identität mit der Vorstellung von einem wesentlichen Kern verbunden, der nicht nur individuell, sondern auch kollektiv ist. Zumindest neuerdings. Denn bis Mitte des 20. Jahrhunderts dachte man beim Begriff »Identität« ausschließlich an individuelle Identitäten. Doch dann kamen die Sechzigerjahre, und plötzlich mobilisierten alle sozialen Bewegungen im Namen der Identität: Black Power, die Frauenbewegung, die Behindertenbewegung etc. Identitätsstiftend war hier die Solidarität mit den Anliegen der jeweiligen Gruppe. Die Forderung an die Mehrheitsgesellschaft (oder im Fall der Frauenbewegung an

die soziale Gruppe, die mehr Rechte hatte als sie selbst) war, die Welt aus ihren Augen zu sehen oder mit ihren Sinnen wahrzunehmen.

Denn bis dahin wurde der prototypische Bürger als männlich und weiß imaginiert. Politische Entscheidungen wurden an seiner Perspektive gemessen und in Empathie mit seinen Bedürfnissen getroffen. Insofern war Identitätspolitik Empathiepolitik, mit dem Ziel, das Wahrnehmungszentrum neu auszurichten und zu erweitern. Allerdings sind Menschen immer mehr als nur eine einzige Identität. Appiah stellt diesbezüglich fest: »Sogar, wenn wir Dinge wegen unserer Identität tun oder lassen, sind es selten dieselben Dinge, die wir tun oder lassen. Was jedoch stimmt, ist, dass wir Menschen aufgrund ihrer vermeintlichen Identität unterschiedlich behandeln.«<sup>29</sup> Kurz: Identität bestimmt nicht die Dinge, die wir tun, wohl aber die Dinge, die andere Menschen unantun. Identität ist also durchaus real, aber nicht weil sie ein genuiner Stoff – wie ein Blutstropfen oder eine Essenz – ist, sondern weil sie reale Auswirkungen auf unser aller Leben hat.

Deshalb sind Identitäten immer ein zweiseitiges Schwert, denn sie können genauso gut Misstrauen und Ressentiments gegen andere Gruppen / Menschen erzeugen und befördern wie Empathie und Solidarität.

Doch was uns alle miteinander verbindet, ist paradoxerweise unser Bedürfnis nach Identität(en). Nach dem aktuellen Stand der Forschung brauchen Menschen die Vorstellung von Identitäten, um sich in der Welt zu veror-

ten. Deshalb ist es wichtig, offene Identitäten zu kreieren, die unsere geteilte Menschlichkeit widerspiegeln. Appiah schließt daraus: »Identitäten sind Lügen, aber sie sind die Lügen, die unsere Gesellschaft zusammenhalten.«<sup>30</sup>

Denn jede Gemeinschaft, die größer ist als ein Dorf, in dem sich alle kennen und regelmäßig miteinander sprechen, ist laut dem Politikwissenschaftler Benedict Anderson eine *imagined community*, also eine Gemeinschaft, die durch Vorstellungskraft, Erfindung und Imagination entsteht und auch nur dadurch weiterhin besteht. Deutschland ist ja keine echte Entität. Durch die Landschaft zieht sich nicht wirklich irgendwo eine gezackte schwarze Linie, in deren Zentrum das Wort »Deutschland« steht. Sondern das Land konstituiert sich durch Verträge, durch Übereinkommen, sprich dadurch, dass Menschen sich darauf geeinigt haben und daran glauben, dass es existiert. Und es besteht auch dadurch, dass wir nicht nur in diesem Land leben, sondern eine Gemeinschaft sind, wenn auch eine imaginierte Gemeinschaft.

Um stabil zu sein, brauchen Demokratien einen sozialen Konsens. Dieser benötigt seinerseits wiederum bestimmte Grundwerte, allen voran *civic trust*. Denn Demokratien sind Vertrauensgemeinschaften. Das heißt nicht, dass jede\_r jede\_m in jeder nur möglichen Situation vertrauen muss, sondern dass wir das grundsätzliche Vertrauen aufbringen, dass wir in einem Rechtsstaat leben, der gesellschaftliche Interaktionen regelt und angemessen mit Regelbrüchen (beispielsweise Verbrechen, sozialen Ungerechtigkeiten) umgeht. Sobald

eine Bevölkerungsgruppe das Gefühl hat, einer anderen nicht mehr vertrauen zu können, gerät die Demokratie in Gefahr, weil der Vertrauensvertrag der Gesellschaft auf dem Spiel steht. Mobilisierungen gegen Bevölkerungsgruppen gefährden damit nicht nur die betroffene Gruppe, sondern die gesamte Gesellschaft. So weist die Philosophin Michele Moody-Adams zum Beispiel darauf hin, dass das nach 9/11 herrschende Misstrauen von nicht muslimischen Feuerwehrmännern gegentüber muslimischen Brandopfern nicht nur eine größere Gefährdung von Brandopfern zur Folge hatte, sondern auch gesamtgesellschaftliche Fragen von Kooperation und Solidarität aufwarf.<sup>31</sup> Denn wenn Feuerwehrmänner, die Helden des Post-9/11-Amerika, sich nicht im Einklang mit zentralen US-amerikanischen Werten wie Kooperation und Solidarität verhielten, erschütterte das das US-amerikanische Identitätsgefühl.

Moody-Adams identifiziert eine ganze Reihe von Grundwerten, die eine Gesellschaft zusammenhalten, beispielsweise *civic sacrifice* (die Bereitschaft, Opfer für das Gemeinwohl zu bringen) und *civic grace* (die Bereitschaft, von politischen Ressentiments abzusehen, um gemeinsame politische Ziele zu erreichen). Doch hauptsächlich kommt sie zu dem Schluss, dass Demokratien nur dann stabil sind, wenn die Bürger\_innen nicht nur Mitglieder des Staates, sondern auch Mitglieder der *Community of Memory* sind.<sup>32</sup>

Dies führt uns zu einem Problem, das Salman Rushdie so treffend beschrieb: »Das Problem mit den Briten ist,

dass ein großer Teil ihrer Geschichte woanders stattgefunden hat. Deshalb haben sie keine Ahnung davon.«<sup>3</sup>

Das lässt sich auf Deutschland übertragen, obwohl das Deutsche Kaiserreich im Vergleich mit England deutlich weniger Kolonien und für eine deutlich kürzere Zeit hatte. Tatsächlich ist die geringe Anzahl und die vergleichsweise kurze Zeit der Grund oder auch die Entschuldigung dafür, dass wir unsere Kolonialgeschichte geflissentlich ausblenden. Wenn wir beispielsweise über Konzentrationslager sprechen, haben wir – zu Recht – die Verbrechen der Nazis gegen Jüdinnen/Juden, Sinti/za und Rom\_nja, Homosexuelle, politische Gefangene und viele, viele weitere vor Augen. Was jedoch deutlich weniger Deutsche wissen, ist, dass das erste Konzentrationslager 1904 auf der Hafinsinsel im heutigen Namibia errichtet wurde. Dort wurden während des Völkermordes an Herero und Nama mehrere Tausend Menschen inhaftiert und umgebracht. Ihre Leichen brachte man dann zu »Rasse-Forschungszwecken« nach Berlin.

Es ist aber offensichtlich nicht das Unwissen allein. Denn während Willy Brandts Kniefall 1970 am Ehrenmal der Toten des Warschauer Ghettos – wieder zu Recht – Geschichte schrieb, löste die Bundesentwicklungshilfeministerin Heidemarie Wiczorek-Zeul 2004 mit ihrer Entschuldigung für den Völkermord in Namibia heftige Kritik aus, woraufhin die Bundesregierung die Entschuldigung als Wiczorek-Zeuls Privatmeinung kennzeichnete, nach dem Motto: Das hat nichts mit uns zu tun, weil sie Angst hatten, ansonsten Reparationszahlungen an

Namibia zahlen zu müssen. Vier großen Kolonialdenkmälern steht nur ein einziges Antikolonialdenkmal gegenüber: der Elefant im Nelson-Mandela-Park in Bremen.

Das bedeutet, dass die Geschichte der neuen Deutschen, also von Leuten wie mir, die zwar in diesem Land leben, aber die falschen drei H haben, nicht Teil der deutschen Geschichte ist. Heimat bedeutet jedoch, Teil der Erinnerungskultur zu sein, Teil derjenigen, an die erinnert wird, und Teil derer, die erinnern. »Deshalb sind Debatten über öffentliche Gedenkprojekte – Denkmäler, Gedenktage, Museen – immer Debatten über die Gesellschaft, ihre Werte und ihr Selbstbild, über kollektiven Stolz und geteilten Schmerz«<sup>4</sup>, resümiert Moody-Adams. So begeht Bolivien beispielsweise jedes Jahr am 23. März den Tag des Meeres, obwohl Bolivien gar kein Meer hat. An diesem Tag lauschen alle für fünf Minuten Aufnahmen von Wellenrauschen und Möwen über Lautsprecher. Was sich vielleicht sympathisch schrullig anhört, ist in Wirklichkeit eine stetige Erinnerung an den Salpeterkrieg, bei dem Bolivien seinen einzigen Meereszugang an Chile verlor. Bolivien fordert auch 135 Jahre nach dem Verlust noch immer vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag, dass Chile das Departamento Litoral zurückgeben soll. Erinnerungspolitik ist Politik.

Noch einmal Moody-Adams: »Es geht bei diesen Projekten nicht nur um die Vergangenheit einer Gesellschaft, sondern auch immer darum, welche Zukunft sie anstrebt. Erinnerungspolitik ist eine Politik der Solidarität mit denen, an die wir uns erinnern. Sie fragt: Wer sind wir?

Wofür stehen wir? Und wofür müssen wir uns als Gesellschaft vielleicht auch entschuldigen?<sup>35</sup>

Aus diesen Gründen ist es wichtig, alle Bevölkerungsgruppen an den Debatten um Erinnerungsprojekte zu beteiligen. Und deshalb hätte es eine Debatte über die Einrichtung der Heimatministerien geben müssen. Über ihre Aufgaben und Funktionen, darüber, was Heimat bedeutet und für wen. Und zwar mit allen.

Denn, wie die US-amerikanische Dichterin Maya Angelou schrieb: »In allen von uns lebt eine schmerzliche Sehnsucht nach Heimat, nach einem sicheren Ort, wo wir sein können und nicht in Frage gestellt werden.«<sup>36</sup> In diesem Sinne habe ich – haben viele, viele Menschen in diesem Land – keine Heimat. Weil wir stets Fragen ausgesetzt sind. Fragen, woher wir kommen und wann wir wieder dorthin zurückgehen. Warum wir hier sind und ob wir genug integriert sind. Und so weiter.

Als ich schwanger war, überlegte ich, ob ich meinem Kind einen deutsch klingenden Namen geben und es ihm damit leichter machen sollte, einen Schulabschluss und einen Job zu bekommen. Oder aber, ob ich stattdessen einen Namen wählen sollte, in dem ein Hauch von Familiengeschichte, von familiären Wurzeln mitschwingt. Am Ende entschied ich mich für Jasray. Ich entschied mich dafür, weil wir schon so viel aufgegeben hatten, dass wir nicht auch noch unsere Namen aufgeben konnten. Weil dann nichts Sichtbares mehr von uns bliebe. Und weil dies ein erfundener Name war, genauer gesagt, ein im Internet gefundener Name. Denn nichts mehr sind Wur-

zeln: Fiktionen, Erfindungen, (Ursprungs-)Geschichten, die wir uns selbst und anderen erzählen. Nebenbei: Wenn es ein Wort gibt, das ausgemacht schlecht dafür geeignet ist, auf irgendwelche »Wurzeln« zu verweisen, dann ist es das Wort »deutsch«. Denn beinhaltet »französisch« noch die Franken und »angelsächsisch« die Angeln und die Sachsen, kommt »deutsch« von der Wortwurzel »teuta«, was so klingt wie Leute und genau das auch bedeutete. Und zwar die Leute, die Deutsch sprechen. Deutsch war weder ein Land noch ein Volk, sondern in erster Linie eine Sprache. Das wäre doch mal eine Definition, auf die sich möglichst viele einigen können.

Es stimmt, dass es bei Rassismus um sehr viel mehr geht als nur um Othering. Es geht vor allem auch um Rechte und Ressourcen. Aber bei Heimat geht es um diesen fließenden, schwer fassbaren Bereich der Narrative, der den Rahmen dafür bildet, wie wir als Gesellschaft zusammenleben können. Deshalb plädiert Naika Foroutan dafür, keine Leitkulturdebatte zu führen, die immer rückwärtsgewandt ist, weil sie sich um die Frage dreht: Wie sind wir geworden, was wir sind? Stattdessen sollten wir eine Leitbilddebatte anstoßen, also eine Debatte darüber, was wir sein wollen. Foroutan erinnert daran, dass in Kanada in den Siebzigerjahren eine ausgedehnte Leitbilddebatte geführt wurde, in der das Leitbild »Unity in Diversity« entworfen wurde. Etwas Ähnliches gab es in den USA der Sechzigerjahre, wo das Bild der »Nation of Immigrants« kreiert wurde. Oder Brasilien, das dem Leitbild der Hybridität folgt. Alle diese Leitbilder hatten di-

rekte Auswirkungen auf die Politik. Wohl gemerkt: »Eine Normsetzung ist als politischer Treiber zu sehen, nicht dass es bereits so ist.«<sup>7</sup>

Eine vergleichbare Debatte für Deutschland könnte Heimat endlich, wie Lamy Kaddor vorschlägt, als Plural formulieren und damit der Lebensrealität von mehr und mehr Deutschen Rechnung tragen. Sie könnte Migration als Bereicherung der Heimat anerkennen. Denn, auch darauf weisen alle Studien, von Migration profitiert die deutsche Kultur, Wirtschaft und das Gesundheitswesen, vor allem die Pflegeindustrie könnte ohne Migration gar nicht mehr funktionieren. Es ist also nicht nur ethisch, sondern auch aus rein egoistischen Beweggründen sinnvoll, konstruktiv für alle Beteiligten mit Migration umzugehen.

»Aber was ist dann mit der deutschen Identität?«, das ist die Frage, mit der nicht nur die AfD immer wieder aufwartet.

Ja, was ist dann damit? Migration verändert Deutschland. Das ist unbestreitbar. Aber ist das etwas Schlechtes? Der Politikwissenschaftler Aladin El-Mafaalani erzählt gerne die Geschichte, dass in seiner Kindheit noch auf jedem deutschen Rasenstück ein »Nicht Betreten«-Schild stand, welches die Migrant\_innen mit ihren Grills und Picknickdecken fröhlich ignorierten. Die deutschen Ordnungshüter mussten sich überlegen, wie viele Konflikte ihnen eine Regel aus dem Kaiserreich wert war. Und diese Aushandlungsprozesse waren äußerst produktiv. Das Gras ist inzwischen für alle da, während auf den Boden

spucken nach wie vor verboten ist und mit Bußgeldern geahndet wird. Migration schärft den Blick auf die eigenen Werte und stellt die Frage danach, welche davon noch immer sinnvoll sind.

Heimat gibt es nicht einfach, sondern sie muss in einem Prozess der Konsensbildung hergestellt werden. Eine Nation bezeichnet eine Gruppe von Menschen, die über sich selbst denkt, dass sie eine Geschichte teilt, und der diese Geschichte wichtig ist. Wobei es weniger wichtig ist, ob diese gemeinsame Geschichte objektiv, also wirklich so passiert ist, sondern dass sie von der Mehrheit der Menschen subjektiv so empfunden wird. Ja sie muss nicht einmal real sein. In England glauben wahrscheinlich die wenigsten daran, dass King Arthur wirklich ein Schwert aus einem Stein gezogen hat, trotzdem glauben sie an die Bedeutung dieser Geschichte für ihre Nation. Der französische Historiker Ernest Renan geht noch einen Schritt weiter: »Vergessen und – ich würde sogar sagen – historische Fehler sind essentielle Bestandteile der Erschaffung einer Nation.«<sup>8</sup> Worauf es wirklich ankommt, ist, dass es gemeinsame Narrative gibt. Und das wichtigste gemeinsame Narrativ ist das explizit ausgedrückte Verlangen, zusammen zu leben, um die Gesellschaft am Kackern zu halten.

Die entscheidende Frage lautet also nicht »Wo kommst du her?«, sondern »Wo wollen wir zusammen hin?«!